

Leseprobe aus:

**Pauls Toutonghi**

# **Die Geschichte von Yuri Balodis und seinem Vater, der eigentlich Country-Star war**



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf [rowohlt.de](http://rowohlt.de).

Mittwoch, 16. August 1989

Milwaukee ist nicht berühmt. Glauben Sie der Joseph Schlitz Brewing Company, die seit 1871 behauptet, Schlitz sei «das Bier, das Milwaukee berühmt gemacht hat», kein Wort. Es handelt sich hier unbestreitbar um eine Lüge. Als ein in der Innenstadt von Milwaukee ansässiger Teenager – als Einwohner des Postleitzahlenbezirks 53202 – war ich genauso anonym wie jeder andere Amerikaner auch. Keinerlei Ruhm, der sich wundersamerweise durch die verrosteten Wasserrohre in meine Stadt ergossen hätte. Keinerlei Ruhm in den mit Brettern vernagelten Wohnhäusern und den Betonlagerhallen meines Viertels.

Schlitz hin, Schlitz her – meine Familie lebte in einem viergeschossigen Haus an der Grenze zu einer Neubausiedlung mit Sozialwohnungen. Wir bewohnten einen Teil des Obergeschosses. Direkt über unserem Briefkasten hatte meine Mom mit Tesafilm ein mit fröhlich roter Tinte beschriebenes Schild befestigt:

**DIE FAMILIE BALODIS HEISST SIE  
HERZLICH WILLKOMMEN!**

Besuchen Sie unser Heim im Apartment Nummer 7!

Grüße!

Balodis bedeutet auf Lettisch «Taube». Wir waren ein kleiner Schwarm sowjetischer Einwanderertauben, nur wir drei, inmitten des urbanen Zerfalls hockten wir eng aneinandergedrängt in unserem Schlag.

Ja, die Wohnung war ärmlich. Aber ärmlich auf eine hoffnungsvolle Art, ärmlich mit Herz. Wenn ich fünfzehn Jahre später an unsere Wohnung zurückdenke, muss ich zugeben, dass sie einen gewissen Billigcharme verströmte. Überall waren Poster an die Wände geheftet oder vielmehr DIN-A4-große Anzeigen, die meine Mom in der Bibliothek vorsichtig aus Zeitschriften herausgetrennt hatte. Es handelte sich um Werbung verschiedenster Art: für Coca-Cola, Wrangler Jeans, den neuen Toyota Camry. Hauptsache, sie war leuchtend bunt und vermittelte das Gefühl von Kaufkraft. Mom heftete sie unter Plastikfolie fest, und abends reflektierten die schimmernden Plastikoberflächen das Licht. «Das, mein Liebling», pflegte sie zu sagen, «ist die allerschönste Anzeigentafel, findest du nicht?»

An der breiten Wohnzimmerwand hing ein riesiger *vainags*, ein gelber, hauptsächlich aus Stroh und getrockneten Blumen zusammengesteckter Kranz. Angeblich brachte es Glück, über den Kranz zu streichen, deswegen zog sich ständig eine Spur aus heruntergerieseltem Stroh über den Boden. Dazu der immer offene Salztiegel auf dem Esstisch – Salz sollte unserem Heim Geschmack und Fruchtbarkeit bescheren –, ich fühlte mich manchmal wie ein Tier auf dem Bauernhof.

Es gab fünf Räume bei uns: Küche, Bad, zwei Schlafzimmer und ein Wohnzimmer. Wir nahmen unsere Mahlzeiten an einem Tisch in der Küche ein, nur wir drei, eine ziemlich einsame Veranstaltung. Für meinen Dad aber war es der reinste Luxus. «Yuri», sagte er einmal zu mir, «für eine vergleichbare Wohnung in Riga müsste man mindestens vier Nachbarn beim KGB verraten.» Er liebte den dicken, olivgrünen Florteppich. Barfuß – so war er zu Hause am liebsten. Er hatte riesige, behaarte Füße, die leicht nach Verwesung rie-

chen konnten. Gern schob er diese Füße über den Teppich, um seine verwesende Haut mit den weichen Kunstfasern zu verwöhnen.

Letztendlich aber landete mein Dad immer auf dem Balkon, wo er sich dann betrank. Ich bin fest davon überzeugt, dass er, wäre das Wetter nur ein bisschen kooperativer gewesen, auf dem Balkon sogar geschlafen hätte, eingewickelt in seinen Nylonschlafsack, den Blick zum Sternenhimmel gerichtet. An manchen Sommerabenden, wenn meine Eltern sich nicht gerade stritten, standen sie unangenehm dicht beieinander auf dem Balkon und tranken Wein. In solchen Fällen sah ich mich gezwungen, in mein Zimmer zu flüchten, mich aus Scham für ihre Gefühle unter der Bettdecke zu verkriechen und zu versuchen, im Licht der Taschenlampe zu lesen.

Wie mein Dad mir oft erklärt hatte, waren die ersten Letten im Jahr 1903 nach Wisconsin gekommen. Die Wisconsin Valley Land Company hatte sie auf die Ackerflächen westlich von Milwaukee gelockt. Sie kamen zusammen mit den Kroaten und den Litauern, den Bulgaren und den Slowaken, den Armeniern und den Finnen, den Polen, Ukrainern und Montenegrinern. Als Teil einer osteuropäischen Völkerwanderung – eines beständigen Stroms von Einwanderern aus den Gebieten östlich der Donau – wurden die Letten zu Fabrikarbeitern, Farmern und grundsoliden Mittelstandsbürgern des Mittleren Westens. Sie gründeten eine eigene lettisch-lutherische Kirche, ziemlich weit draußen in Wauwasota, einem kleinen Vorort etwa dreißig Kilometer westlich vom Stadtzentrum. Sie eröffneten Delikatessengeschäfte und gaben eine lettische Zeitung heraus.

Aber bis 1989 hatten die meisten der Geschäfte dichtge-

macht. Die Zeitung war schon 1971 eingestellt worden. Die wenigen älteren Kirchgänger, die sich jeden Sonntag versammelten und mit zitterigen Stimmen durch «Ein feste Burg ist unser Gott» quälten, wurden jährlich gebrechlicher. Und als Innenstadt-Letten wohnten wir sowieso zu weit weg. Mein Dad ging lieber in die katholische Kirche, nur zwei Blocks von unserer Wohnung entfernt. «Da haben sie die besseren Oblaten», erklärte er mir. «Die schmecken nach Brot und nicht bloß nach Pappe und Leid.» Wenn wir tatsächlich einmal zur Messe gingen – an den höchsten der hohen Feiertage –, marschierten wir geschlossen zur St. Philippe's hinüber. Majestätisch erhoben sich die Türme der Kathedrale über dem Lake Michigan; sie zollten der viktorianischen Gotik in all ihrer fratzenüberladenen Pracht architektonischen Tribut.

Wegen des Mangels an lettischen Händlern im Zentrum Milwaukees kaufte meine Mom notgedrungen in den polnischen Läden auf der South Kinnickinnic Avenue ein. Im Laufe der Jahre hatte sie ein paar polnische Redewendungen aufgeschnappt, und so feilschte sie mit den Verkäufern und forderte in einem herablassenden, aber begrenzten Polnisch Preisnachlass. Wenn ich schulfrei hatte, begleitete ich sie. An diesem bestimmten Mittwoch überquerten wir den Milwaukee River zweimal und liefen sowohl über die Zugbrücke an der Wisconsin Avenue als auch über die Stahlträgerbrücke, die dahinter lag. Als wir bei Zigorski's ankamen, ihr Favorit unter den kleinen Läden, taten mir die Füße schrecklich weh. Aber sie war nun einmal meine Mom, und sie brauchte einen gewissen Vorrat an osteuropäischen Lebensmitteln.

Zigorski's war ein polnisches Delikatessengeschäft ersten Ranges. Von der Decke baumelten Würstchenketten. Das

Kühlregal war mit eingelegten Produkten vollgestopft – Eier, Gurken, Pilze, es gab sogar ein großes Glas mit einem Schweinehirn, das in dillgetrübter Lake vor sich hin dümpelte. Niemand kaufte das Schweinehirn. Ich hielt es für Dekoration. Meine Mom war auf der Suche nach frischem Hering. Sie wollte keinen Hering aus der Dose – den bekam man, wie sie mir erklärte, in jedem Supermarkt. «Wir werden ein gutes Mahl essen, nach dem ich mich kürzlich gesehnt habe.»

Als meine Mom den Mann hinter dem Tresen nach Hering fragte, runzelte er die Stirn und antwortete, Hering sei aus. Nächste Woche käme vielleicht eine neue Lieferung herein, erklärte er und verschränkte die kräftigen Arme vor der Brust. Er trug eine weiße Schürze und eine kleine, dreieckige Mütze. Die Schürze war bedeckt von riesigen Blutflecken. Mir fiel auf, dass dem Mann seine graumelierten Koteletten bis an den Kiefer reichten.

«Du Lump», sagte meine Mutter, «lüge mich nicht an.»

Wäre ich weniger erfahren gewesen, was das Einkaufen mit meiner Mom anging, wäre ich an diesem Punkt bestimmt nervös geworden. Und tatsächlich schnappte eine Frau in der Nähe des Backwarenregals hörbar nach Luft und ließ eine Torte fallen. Die Torte zerplatzte und verspritzte ihren Zuckerguss in einem weißen, weiten Bogen. Ein Angestellter von Zigorski's kam mit einem Mopp in der Hand aus den Hinterräumen des Ladens gehuscht.

«Beschimpfen Sie mich bitte nicht», sagte der Verkäufer. Dann, etwas lauter: «Kann ich sonst noch irgendwem helfen?» Obwohl sich einige Kunden im Laden aufhielten, wollte wohl keiner von ihnen in die Auseinandersetzung hineingezogen werden. Meine Mutter blieb resolut stehen.

«Ich weiß, dass du welchen hast, du Lump», wiederholte sie. Dann schickte sie ein paar Sätze auf Polnisch hinterher.

Sie klangen kehlig und boshaft, und aus dem Gesichtsausdruck des Mannes schloss ich, dass sie nicht besonders höflich sein konnten. Er schüttelte den Kopf und verschwand wortlos nach hinten.

So gingen wir seinerzeit einkaufen. Meine Mom erinnerte sich an das im sowjetischen Lettland Gelernte und wendete es auf dem amerikanischen Lebensmittelmarkt an. Als der Verkäufer verschwunden war, tätschelte sie zärtlich meinen Arm. «Keine Sorge, Yuri», sagte sie, «der kommt jeden Moment mit unserem Hering zurück.»

Im Zigorski's gab es außerdem ein breitgefächertes Olivenangebot. Die Oliven standen in offenen Fässern neben der Tür, grün, braun und schwarz. Ich mochte es, neben den Oliven zu stehen und tief einzuatmen. Ich sog den Essigduft in meine Lunge und zuckte zusammen, wenn mich der leichte Schwindel überkam. Ich betrachtete die Wände. Jeder verfügbare Platz hier war mit Waren gefüllt – mit abgepackten Kräckern und Keksen und mit Streifen getrockneten Fleisches, die lose verkauft wurden. Das Geschäft hatte Produkte aus verschiedenen osteuropäischen Ländern im Angebot. Unter der Decke hing eine Reihe von Flaggen, Flaggen, die ich als bulgarisch, albanisch, polnisch und jugoslawisch identifizierte.

Jetzt kam der Verkäufer zurück. In der Hand hielt er ein säuberlich in Zeitungspapier eingeschlagenes Päckchen.

«Bitte sehr, Mrs. Balodis», sagte er. Alle Feindseligkeit war aus seiner Stimme verschwunden. «Haben wir erst heute Morgen bekommen. Wir hatten sie noch nicht in den Kühltresen umgepackt.» Er lächelte. Wahrscheinlich war diese Transaktion nur eine von vielen ähnlichen, die er im Lauf eines Tages über sich ergehen lassen musste. Vor meinem geistigen Auge marschierte eine Armee von osteuropäi-

schen Müttern im mittleren Alter auf; alle wurden sie auf gemütliche Weise ausfallend und verlangten nach Produkten, die nicht im vorderen Teil des Geschäfts auslagen.

An jenem Abend aßen wir Hering in Senfsauce, ein besonderes Lieblingsgericht meiner Mom. Mein Dad nahm ein Stück trockenes Roggenbrot, um die Senfsauce aufzuwischen. Danach leckte er sich jeden Finger einzeln ab – genüsslich, sehr genüsslich – und trug seinen Teller in die Küche. Er schenkte sich zwei Finger breit Bourbon ein.

«Es hält die Verdauung in Gange», sagte er in leicht grimmigem Tonfall, dann ging er auf den Balkon. Mein Dad war nachts als Teilzeit-Hausmeister bei Jack Baldwin Chevrolet angestellt, einer Autohandlung auf Milwaukees Automeile. Er bereitete sich mit einem Schuss Bourbon auf die Arbeit vor; am liebsten arbeitete er mit einem leichten, aber durchgängigen Schwips. Noch morgens gegen sieben, wenn er nach Hause kam, dünstete er Alkohol aus.

In den Teilen von Milwaukee, wo der Wind vom See herüberbläst und keine Papiermühlen die Luft verpesten, können die Sommernächte lau und angenehm sein. Wir lebten knapp zwei Kilometer vom County Stadium entfernt, dem alten Baseballstadion der Milwaukee Brewers. Manchmal konnte man die Menge auf der Tribüne johlen hören, wenn die Brewers einen Strike erzielten oder einen Punkt machten. Der Lärm flutete uns körperlos entgegen, und das Geschrei von tausend Menschen war abgeebbt auf die Lautstärke einer einzigen Vogelstimme.

Ich ging in mein Zimmer und kramte meine zerfledderte Ausgabe von «Schuld und Sühne» heraus. Ich las das Buch zum ersten Mal und war von seiner dramatischen Sprache ganz erschlagen. Ich nahm es mit ins Wohnzimmer und setzte mich vor dem Fernseher auf den Teppich. Ich fing

an zu lesen. Im Fernseher lief Glücksrad. Ich versuchte, den Lärm zu ignorieren, und konzentrierte mich stattdessen auf mein Buch und die Geräusche, die meine Mom beim Geschirrspülen machte. Ich las nur auf ihren Wunsch hin vor dem Fernseher. Meine Bücher erregten ihr Misstrauen, woraus sie keinen Hehl machte. Nach Ansicht meiner Mutter führte das Alleinsein zu Unabhängigkeit, und im sowjetischen Lettland der sechziger Jahre handelte man sich mit Unabhängigkeit nichts als Ärger ein. In der Kultur, in der sie aufgewachsen war, hatte man großen Wert auf die Gemeinschaft gelegt, zumindest wollte sie mich das glauben machen. Sie war nicht dazu erzogen worden, den Wert der Privatsphäre hoch zu veranschlagen.

«Yuri», sagte sie, «warum musst du immer lesen, lesen, lesen? Immer so still, in deinem Zimmer vergraben. Warum nicht herauskommen und uns Gesellschaft leisten, wenn wir in der Küche Sachen machen oder den Fernseher beobachten?»

Wenn ich mal wieder besonders leise war, zeigte meine Mom mir ein Foto, das sie ansonsten hütete wie einen Schatz – eine Schwarzweißfotografie von der weitläufigen Wohnanlage vor den Toren Rigas, in der sie aufgewachsen war. Die Wohnblocks, fünfzehn Stockwerke hoch und offenbar von einem debilen Baugott aus dem baumlosen Boden gestampft, erstreckten sich bis zum Horizont. Das war George Orwell trifft auf Walter Gropius trifft auf Spannbeton, und es jagte mir jedes Mal einen Schreck ein.

«Hier drinnen lebten viertausend Menschen», sagte Mom dann immer. «Die Wände waren so dünn wie Mehl.» Das war einer ihrer Lieblingsausdrücke, «dünn wie Mehl», und ich bin bis heute überzeugt, dass diese Wortschöpfung allein auf sie zurückgeht. «Jeder war ganz leise, immerzu»,

fuhr sie fort, «denn wenn man etwas sagte oder überhaupt irgendwelche Geräusche machte, schrieb sich das irgendeiner auf und rief die Geheimpolizei, und dann verschwand man. Sei also froh, dass du hier bei mir lesen und mit dem vielen schönen elektrischen Strom zusammen sein kannst.»

Ich sollte frei leben und mit der Möglichkeit, alles sagen zu können, was ich sagen wollte – ganz frei, in unserem Wohnzimmer, so laut ich wollte, sogar bei geöffnetem Fenster, laufendem Fernseher und, falls mir danach war, bei laufendem Plattenspieler. Aus mir sollte ein typischer amerikanischer Teenager werden, der sich keine Gedanken um Nationalität, Sprache oder ähnlich komplizierte Dinge machen musste. Ich sollte mir keine Gedanken um das Lettische machen, sondern einfach nur Fernsehserien und Spielfilme genießen. Manchmal konfrontierte ich meine Mutter mit dem Thema:

«Mom», fragte ich dann, «warum kann ich nicht Lettisch lernen?»

«Lettisch?», fragte meine Mom zurück. «Aber Yuri, du bist Amerikaner, oder etwa nicht?»

«Na ja, schon», sagte ich. «Ich bin Amerikaner, aber ...»

«Da hast du deine Antwort. Amerikaner sprechen amerikanische Sprache, die Englisch heißt. Siehst du viele Amerikaner durch die Gegend laufen und Lettisch sprechen? Sei nicht albern.»

Ich war ein einsamer Junge, aber die Stadt tröstete mich über die Einsamkeit hinweg. Wir lebten in Milwaukees drittem Bezirk. 1989 war der dritte Bezirk nicht das, was er heute ist – aggressiv zurückerobertes städtischer Wohnraum, Heimat einer Menge von schicken Einrichtungsgeschäften und Gourmet-Coffeeshops. 1989 war der dritte Bezirk genau so, wie

man sich das zehntärmste Wohnviertel der USA eben vorzustellen hatte: Straßenzüge aus mit Brettern vernagelten Lagerhallen, zersiedelte Flächen mit billigen Mietskasernen, ein gemischtes, vermülltes, von Schlaglöchern durchsetztes Wohn- und Gewerbegebiet.

Der Bezirk war eine Halbinsel, an zwei Seiten vom Milwaukee River – einer tristen, grauen, verschmutzten Wasserstraße – und an der dritten vom Lake Michigan umschlossen. Das Viertel wurde jedoch in der Mitte von der Interstate 974 durchschnitten, deswegen fühlte man sich in unserem Teil des dritten Bezirks wie auf einer Insel. Wasser von drei Seiten, und auf der vierten die Hochstraße. Ungefähr fünfunddreißig Straßenzüge, lückenlos geteert und nachts von zwiebelförmigen Laternen beleuchtet, Laternen, die überall die Schatten erblühen ließen.

An diesem Abend, es war Mittwoch, konnte ich nicht einschlafen. Hering und Senfsauce rumorten auf das Unangenehmste in meinem Magen. Ich spürte das neue Schuljahr herankriechen, und ein undefinierbares Gefühl der Sorge lähmte meine Glieder, überzog meine Haut mit Schweiß und ließ meine Waden sich verkrampfen. Ich wälzte mich stundenlang im Bett herum. Aus Mitternacht wurde ein Uhr, wurde zwei Uhr, wurde vier Uhr. Schließlich beschloss ich, mich auf den Balkon zu stellen und die warme Sommerluft – mit einem Hauch von rußigen Auspuffgasen – einzuatmen.

Ohne meinen Dad kam mir der Balkon fremd und riesengroß vor. Ich lehnte an der Brüstung und betrachtete die Stadt unter mir. Ich konnte kleine Straßenabschnitte erkennen, die sich in unseren Teil von Downtown hineinwanden. Ich ahnte, die Straßen könnten endlos sein, sich in eine unendliche Ferne erstrecken, eine ungeheure Vielzahl von Möglichkeiten bereithalten. Beinahe schienen sie zu funkeln, es

war, als wollten sie mich herunterlocken, hinein in ihr Aderwerk.

Was spricht gegen einen kleinen Spaziergang?, dachte ich plötzlich. Was sollte schon passieren? Ich war ein aufmerksamer, vorsichtiger Junge. Ich würde auf mich aufpassen. Vielleicht würde ein Spaziergang meine Nerven beruhigen und es mir ermöglichen, vor Sonnenaufgang noch etwas Schlaf zu bekommen. Ich drehte mich um und schlich leise in mein Zimmer zurück, zog mich an und schlüpfte in meine Schuhe. Noch nie zuvor hatte der Gedanke, um vier Uhr morgens auf den Beinen zu sein, mich so erregt. Ich schloss die Wohnungstür auf, drehte leise am Türknauf und stieg dann vorsichtig die Treppe hinunter.

Nachts war die Straße wunderschön. Ich war ein bisschen nervös – Downtown Milwaukee war nicht gerade für seine Sicherheit bekannt –, aber ich dachte mir, dass die meisten Leute jetzt schliefen und ein Großteil der illegalen Aktivitäten zu dieser späten Stunde längst abgewickelt wäre. Ich ging mitten auf dem Bürgersteig, behielt die Schatten der Objekte und Gebäude im Blick und lauschte dem entfernten Summen der erwachenden Stadt. Die Bürgersteige waren breit. Vor jeder Fassade hing eine Markise. Die Stadt war wie ein Silbergelatineabzug, schwarzweiß und ein wenig geheimnisvoll. Ich lief über die East Chicago Street bis zur North Van Buren Street und dann weiter in Richtung Autobahn. Ich konnte das Gemisch aus Seeluft und Auspuffgasen riechen, ein salzig-süßer Geruch, von dem mir ein bisschen schwindelig wurde.

Nach einigen Minuten kam ich an einer langen Reihe von Lagerhallen vorbei, backsteinernen Überbleibseln aus dem neunzehnten Jahrhundert, Lagerhallen, die meistens leer standen. Wichtigste Ausnahme: das Gebäude, in dem

das Wahrzeichen des dritten Bezirks untergebracht war – die Tropic Banana Company. Die Tropic Banana Company war ein altmodischer Gemüsegroßhandel und der mit Abstand lebendigste Warenumsschlagplatz unseres Stadtteils. Jeder kannte Tropic Banana; die Firma war der Anker der Gemeinde, der Motor, der den dritten Bezirk am Laufen hielt. Und in den frühen Morgenstunden, also während ich zufällig vorbeikam, wurden hier Lieferungen aus allen Teilen des Landes abgefertigt.

Ich suchte mir hinter dem Fabrikzaun aus Maschendraht einen Platz mit unverstellter Sicht und beobachtete die Lastwagen, die aufs Firmengelände rollten. Ich zählte achtzehn Stück – alle drei bis vier Minuten einer. Sie hielten an den Laderampen; sie brachten Kisten voller Tomaten oder Apfelsinen oder Kohlköpfe oder Mais. In einigem Abstand umkreiste ich, von den Arbeitern ignoriert, die Rampen und schaute zu, wie Obst und Gemüse ge- und verkauft wurden. Direkt vor meinen Augen feilschten die Leute um die Waren und brüllten sich über den Gleichtakt der Anlieferungen hinweg an. Die Käufer pirschten zwischen den Behältern herum und inspizierten mit skeptischer Miene hier eine Handvoll Grünkohl, da ein paar Kochbananen. Neben den Kisten wanderte Bargeld von einer Hand in die andere; der Betriebsleiter nahm die Scheine bündelweise entgegen und stopfte sie in eine Gürteltasche mit Reißverschluss.

Irgendwann wandte ich den Blick vom Geschehen bei Tropic Banana ab und konzentrierte mich auf die vernagelten Fenster und zerfallenen Treppenaufgänge der umliegenden Gebäude. Milwaukee war zweifellos ein trister Ort. Die Stadt war durch ihre verarbeitende Industrie, so viel wusste ich, zu Wohlstand gelangt. Mein Dad hatte mir zu diesem Thema oft genug Vorträge gehalten. In der zweiten